

# Konstruktion des Vergangenen am Beispiel von Ego-Dokumenten aus dem Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen

Auszüge aus der Wissenschaftlichen Hausarbeit von Tina Matthes,  
Pädagogische Hochschule Freiburg (2009)

„Teilt man die Grundannahme, dass Wirklichkeit im Wesentlichen sprachlich vermittelt ist, ergibt sich daraus für die Geschichtswissenschaft die logische Konsequenz, sich vornehmlich dem sprachlichen Niederschlag der Erfahrungen von Menschen der Vergangenheit zu widmen, um sich auf diesem Weg dem Gegenstand der Geschichte zu nähern.“ (Landwehr, 2008)

## **1. Einleitung**

Was ist das, was wir Geschichte nennen eigentlich? Woraus wird sie gemacht? Wer entscheidet, was Geschichte ist und was nicht? Hat Geschichte eine Struktur? Und wenn ja, nach welchen Gesichtspunkten ist sie aufgebaut?

Grundlegende Fragen wie diese, so sollte angenommen werden, stellen sich dem historisch Interessierten bereits zu Beginn seines Interesses. Sie zu beantworten, so könnte weiterhin irrig angenommen werden, müsste ein Leichtes sein, gemessen an der scheinbaren Banalität dieser Fragen. Jedoch das Gegenteil ist der Fall.

Im Prozess eines sich im herkömmlichen Sinn oder Verlauf entwickelnden Geschichtsbewusstseins tauchen diese Fragen zunächst überhaupt nicht auf. Geschichte ist das, was im Unterricht dieses Faches behandelt wird. Geschichte ist das, was früher war. Geschichte wird gemacht von den Großen ihrer Zeit und geschrieben von den Wissenschaftlern unserer Zeit. Geschichte baut sich auf aus den Ereignissen einer spezifischen Vergangenheit, sie kennt Ursachen und deren Wirkungen und sie lässt sich - wenn man es denn möchte - auf Daten, Namen und Fakten reduzieren.

So oder doch ähnlich könnten Antworten auf oben genannte Fragen lauten. Traditionelle,

unkritische Antworten, aus denen ein wenig reflektiertes Geschichtsbewusstsein spricht. Derlei Antworten hätte ich selbst während meiner Schulzeit geben können - wenn sich mir diese Fragen denn überhaupt gestellt hätten. Sie taten es nicht. Und darin liegt meiner Meinung nach eine der größten Schwierigkeiten, die sich im Umgang mit Geschichte ergeben: Sie, die Geschichte, wird als etwas, fast möchte man sagen, ontologisch Gegebenes verstanden, als etwas Natürliches, Unabdingbares, das einem naturwissenschaftlichen Faktum gleichzusetzen ist. Diesem Verständnis zufolge ist dann der Geschichtsschreiber lediglich der, welcher niederschreibt, wie sich etwas früher zugetragen hat. Zweifel wären ihm nur dann entgegen zu bringen, wenn er willentlich seinen Gegenstand instrumentalisiert um seine Adressaten zu manipulieren. Ist dies nicht der Fall, so hat er eben das getan, was ein Geschichtswissenschaftler, ein Historiograph seines Amtes wegen zu tun hat: er hat uns (die/eine?) Geschichte erzählt.

Natürlich hinkt dieser übertrieben naive Blick auf Geschichte, auf ihre Wissenschaft, ihre Didaktik, ihr Verständnis der aktuellen Diskussion innerhalb der Wissenschaft um Jahrzehnte hinterher. Natürlich befinden sich die Fachwissenschaften mittlerweile auf einem völlig anderen Niveau. Dieses soll hier mit keiner Silbe in Abrede gestellt werden.

Doch wie sieht es mit dem Geschichtsbewusstsein, mit dem Verständnis von Geschichte aus - sowohl was ihren konkreten Inhalt anbelangt als auch was die ihr eigene Form und Darstellung betrifft - welches in nicht wissenschaftlichen Kreisen anzutreffen ist? Haben zum Beispiel Schüler heute eine andere Sicht auf Geschichte als jene stark ontologisch geprägte? Wie sieht es weiter damit aus bei den Zuschauern jener unzähligen Docutainment-Formate historischen Inhalts, welche in sämtlichen Medien anzutreffen sind? Wie ist es um das Geschichtsbewusstsein einer Studentin des Faches bestellt, die sich ebenfalls in all diesen Bereichen der Geschichtskultur bewegt: den fachwissenschaftlichen und den populär-kulturellen?

Diese Arbeit möchte versuchen, sich zum einen jenen eingangs gestellten und nur scheinbar banalen Fragen zur Geschichte auf eine Art zu nähern, welche Geschichte nicht länger als etwas Natürliches versteht, sondern Geschichte vielmehr als eine geistige Leistung des Menschen definieren möchte, welche sich aus zwei Komponenten zusammensetzt: aus der Fähigkeit (oder dem Bedürfnis) erstens, Dinge zu einem Ganzen zusammenzusetzen - sprich: zu konstruieren - und zweitens aus der Grundkomponente menschlichen Seins und menschlicher Kultur, Erfahrenes und Angenommenes in Sprache zu setzen - sprich: zu erzählen.

Geschichte als Erzählung, Geschichte als Konstrukt. Diese schlagwortartig zu benennenden Theorien sind mannigfaltig in der fachwissenschaftlichen Diskussion anzutreffen. Was aber ist genau damit gemeint? Was genau meint die Wissenschaft, wenn sie vom Erzählen spricht? Gibt es unterschiedliche wissenschaftliche Ansätze zur Narrativität? Worin unterscheiden sie sich? Was ist ihnen gleich? Um wessen Erzählungen geht es speziell der Geschichtswissenschaft? Warum werden sie gemacht? Wie kann mit ihnen umgegangen werden, um dem Ziel eines weniger naiv-affirmativen, dafür aber ein Stück weit kritisch-reflektierten Geschichtsbewusstseins ein wenig näher zu kommen?

[...]

### **2.3.3.1. Biographieforschung**

#### **Allgemeine Überlegungen**

Eine erste Perspektive auf das Tagebuch ist diejenige auf das Individuum. Der angestrebte Erkenntnisgewinn orientiert sich am einzelnen Menschen, der im Zentrum des Blickes steht. Die Tatsache, dass wir „ICH und DAMALS“<sup>1</sup> sagen können, dass wir also über ein sog. „autobiographisches Gedächtnis“<sup>2</sup> verfügen, mache den Menschen erst zum Menschen. Der bewusste Umgang mit der eigenen Biographie führt zur Herstellung einer personalen Identität, welche nach Erikson als die „Erfahrung des Sich-Gleich-Bleibens in der Zeit“<sup>3</sup> verstanden werden kann.

Um derlei Identität und Biographiearbeit zu erforschen, werden „subjektive Erzählungen, individuelle lebensgeschichtliche Dokumente [als, T.M.] zugrundeliegende individuelle (und auch manchmal auch kollektive) Sinnkonstruktionen“<sup>4</sup> analysiert.

Bei der Analyse eines Tagebuchs muss also in erster Linie deutlich sein, dass das Verhältnis zwischen Besonderem und Generalisierbarem mehr als unausgewogen ist. Fragen, die sich aus dieser Perspektive ergeben, richten sich daher nach einem stärker psychologischen Interesse. Zunächst wird aus dieser Sicht gefragt, was diesen einzelnen Menschen ausmacht, wie seine Erzählung/Geschichte ist. Dabei rückt vor allem der Komplex der Identität in den Mittelpunkt. „Menschen und Gruppen finden ihre Identität nämlich nicht in vorliegender Form in den Tatsachen, sondern *bilden* ihre Identität in einer Rekonstruktion der

---

<sup>1</sup> Gudjons (2008), S. 13.

<sup>2</sup> ebd.

<sup>3</sup> Erikson zit.n. Gudjons (2008), S. 14.

<sup>4</sup> Gudjons (2008), S. 15.

Vergangenheit aus ihrer Sicht der Gegenwart und mit Blick auf die Zukunft. Identität ist also ein *kombiniertes Produkt von Rekonstruktion und Projektion*<sup>5</sup>. (Es dürfte bereits durch die Semantik klar werden, wie eng sich diese Perspektive an der Geschichtswissenschaftlichen befindet.) Dabei führt das Tagebuch, als Sammelbecken individueller Narrationen zur Stiftung, Aufrechterhaltung oder zum Wandel von Identität. „Die Kontinuität des Tagebuchschreibens stiftet einen autobiographischen Zusammenhang, der es ermöglicht, die ‚zerstreuten Fragmente der Identität zeitlich und räumlich zusammenzuführen und einigermaßen in Einklang miteinander zu bringen“<sup>6</sup>.

In der Biographieforschung, in der Analyse von Selbstzeugnissen/Selbstnarrationen geht es immer darum, „Deutungsmustern auf die Spur zu kommen“<sup>7</sup>. Diese Deutungsmuster entstehen aus einer Wechselwirkung von individuellen und kollektiven Erfahrungen. Diese werden als Narrationen versprochen. Gleichzeitig konstituieren sie aber auch die Wirklichkeit, indem sie Erfahrungen in Geschichten umformen. „Tagebucheintragungen sind somit keine rein ‚subjektiven‘ Äußerungen des Autors, sondern in dem narrativen Prozess des Tagebuchschreibens, der ein ‚primärer Strukturierungsprozess ist, erhalten Wirklichkeiten universelle Aspekte: Im diarischen Schreiben wird Wirklichkeit nicht nur beschrieben, sondern [...] gesetzt.“<sup>8</sup>.

Damit wird angedeutet, wie komplex und vielschichtig eine Lebenserzählung ist und sein muss. Sie ist ungleich mehr, als nur die chronologische Aneinanderreihung und (kausale, finale) Verknüpfung von Einzelelementen. Um Selbst- und Welterfahrung, das Ich oder das Leben zu erzählen, kommt die Erzählung nicht ohne weitere sprachliche Elemente aus. In der Theorie gehen die Meinungen auseinander, ob all jene sprachlichen Bestandteile von der Erzählung gesondert oder aber ihr zugehörig behandelt werden müssen. Ich möchte an dieser Stelle dafür argumentieren, sie als narrative Elemente zu verstehen, welche den „narrativ konstruierten Fluss der Geschichte“<sup>9</sup> ergänzen, wo es der Erzähler für angebracht hält. So werden Beschreibungen, explanative oder argumentierende „Zusatzinformationen“<sup>10</sup> zum Teil der Erzählung. Sie unterbrechen sie nicht. Und es mag für die Analyse höchst interessant sein zu fragen, wann, wo, wie oft und zu welchem Zweck ein Erzähler sozusagen den narrativen

---

<sup>5</sup> Zand (2003), S. 9.

<sup>6</sup> ebd. S. 15.

<sup>7</sup> Gudjons (2008), S.18.

<sup>8</sup> Zand (2003). S. 19.

<sup>9</sup> Straub (1989), S. 145.

<sup>10</sup> ebd.

Modus wechselt. Es könnte durchaus zu fruchtbaren Erkenntnissen führen, wenn das Tagebuch daraufhin analysiert wird, ob narrativ oder aber argumentativ bzw. beschreibend oder erklärend vorgegangen wird. All diese sprachliche Handlungen sind aber als Binnenbestandteile der Gesamtnarratio zu sehen, wie auch das Tagebuch zunächst als Gesamtnarratio betrachtet werden muss.

[...]

#### **3.2.4. Wer erzählt hier eigentlich wem?**

Bei der Lektüre und der Recherche der Tagebücher und Selbstzeugnisse stellte sich mir immer wieder eine Frage? Wer erzählt hier eigentlich wem? Der Schreiber sich selbst? Der Diarist seiner Nachwelt? Oder aber ich, indem ich mir aus den Dokumenten jene Auswahl an Ereignissen kreiere, welche ich dann selbst in einen temporalisierenden und sinnstiftenden Zusammenhang bringe?

Wenn die Frage nach dem narrativ ordnenden Geschichtsbewusstsein gestellt wird, wessen Bewusstsein steht dabei im Vordergrund: meines oder das des Diaristen? Indem ich in den Erzählungen eines anderen lese, bilde ich parallel schließlich meine eigene - wenngleich zunächst stark fragmentarische - Erzählung. Wie bereits herausgestellt soll „Geschichtsbewusstsein [als] die [...] geistige Antwort auf die Herausforderung der Kontingenz“<sup>11</sup> verstanden werden. Dabei erfolgt jener Prozess, bei dem „Kontingenz in eine narrative Ordnung von Zeitsequenzen, innerhalb derer sie Sinn und Bedeutung gewinnen“<sup>12</sup>, gebracht wird. Es gibt an dieser Stelle aber mindestens zweimal erfahrene Kontingenz, die geordnet werden soll. Einmal jene in den Jahren 1939 bis 1941, jene die sich aus Krieg und NS-Regime bildet. Auf den zweiten Blick wird eine weitere Kontingenzerfahrung deutlich. Eine, die seit dem Jahr 45 als wahrscheinlich typisch Deutsche gelten kann und die sich unter der so häufig gestellten Frage nach der Möglichkeit jener zwölf Jahre, jener Verbrechen, jener Grausamkeit und Unmenschlichkeit subsumieren lässt. [...]

### **5. Erkenntnisgewinn**

[...] Zu Beginn meiner Arbeit hatte ich die Absicht, Selbstzeugnisse mit der Fragestellung zu lesen, was in ihnen über den Beginn des zweiten Weltkrieges herauszufinden sei. Wenn ich nun zu dieser Frage zurückgehe, die ich in weiten Teilen meiner Arbeit oft weit hinten gestellt habe, so möchte ich versuchen, eine Antwort zu geben. Was waren meine Erwartungen?

---

<sup>11</sup> Rüsen (2001), S. 150.

<sup>12</sup> ebd.

Wurden sie bestätigt, enttäuscht? Was habe ich herausgefunden?

Nun zunächst einmal meine ganz zu Beginn der Arbeit im Stillen vorformulierte Erwartung, dass sich in den Tagebüchern der beginnende Krieg als etwas Angst und Befürchtungen einflößendes darstellen müsste, wurde grundlegend enttäuscht. Zwar waren Sorgen um die eigene oder um die Unversehrtheit anderer an einigen Stellen aufzufinden. Doch eine grundsätzliche Haltung der Angst fand ich in keinem einzigen Dokument. An ihrer Stelle fand ich eine Haltung vor, die sich in einem Spektrum von Hinnahme bis hin zu Bejahung des Krieges verorten lässt. Dennoch, und das ist aus der Zeitkonstruktion aller Diaristen zu entnehmen, wurde der Kriegsbeginn als eine Zäsur empfunden, welche auch die vor ihm liegenden sechs ersten Regimejahre nicht überwinden konnte. Es war allerdings für mich ziemlich ernüchternd, dass es jedem einzelnen Diaristen relativ leicht gefallen ist, den Krieg in Sinn- und Identitätskonstruktionen mit einzubeziehen bzw. ihn hierfür zu verwenden. Den Diaristen lagen hierfür gewissermaßen vorgefertigte oder doch zumindest bestehende Kriegserzählungen zur Benutzung bereit, mit deren Hilfe sie sowohl Sinn des Krieges als auch eigene positive Identität durch den Krieg herzustellen in der Lage waren. Dies ist, so denke ich, keine ‚Leistung‘ des Nationalsozialismus allein. Die Leichtigkeit einer gelungenen Kriegserzählung liegt wohl einerseits im Genre an sich. Es gibt unglaublich viele narrative Vorbilder, in denen der Krieg für die gerechte Sache, der Kampf des Guten gegen das Böse, der Krieg als männliches Abenteuer und schließlich auch der Krieg als Hintergrund für eine Romanze/Liebesgeschichte erzählt wird. Diese positiven Kriegserzählungen sind weit älter als das 20. Jahrhundert. Sie hätten aber meiner Meinung nach spätestens nach 1918 grundlegend umerzählt werden müssen. Neue, negative Kriegserzählungen hätten für ein breites Publikum zugänglich werden müssen, um Sinnbildungsangebote vor einer pazifistischen prä-narrativen Folie laut werden zu lassen. Dies aber wurde während und nach dem 1. Weltkrieg meines Wissens nach nicht in dem Ausmaß gemacht, das wohl nötig gewesen wäre, um es den Menschen nur 20 Jahre später schwerer zu machen, den Krieg sinnvoll und wohlgeformt erzählen zu können. Durch einen öffentlichen zumeist positiven Kriegsdiskurs wurden diese Erzählungen zu einem großen Teil verhindert. Hinter dieser These steckt aber auch die Annahme, dass der ‚normale kleine Mensch‘ der Mikrohistorie selten neuen Sinn durch neue Erzählungen schafft. Ansonsten hätten Dokumente zu finden sein müssen, in denen Kriegskritik im Sinne einer negativen Erzählung vollzogen wird. Denn ein intimes Tagebuch hätte auch in einer Zeit der Diskurskontrolle Raum für ein vom öffentlichen Diskurs vorgegebenes, abweichendes Denken herstellen können. Gerade die Zeit des beginnenden Krieges, welcher von den Diaristen als Einschnitt in ihrem bisherigen Leben aufgefasst

wurde, hätte zu einer kritischen Erzählung meiner Meinung nach viel Anlass geben können. Dieser Weg der Erzählung wurde in keinem Tagebuch gewählt. Damit komme ich zu der Erkenntnis, dass der Krieg für diese Menschen nicht zustimmungsbedürftig, wohl aber erzählungsbedürftig war. Eine Alternative zum Krieg wird von keinem Tagebuchschreiber in Betracht gezogen. Für die meisten werden aber im Laufe der Kriegs-Zeit die eigene Identität und die bisherigen Deutungsmuster hinfällig oder doch brüchig, weswegen sie beginnen, eine Erzählung herzustellen, um jene Brüche in der Zeiterfahrung wieder mit Sinn und Kohärenz zu versehen. Wie gezeigt wurde, waren der Zeitpunkt und die Motivation der Diaristen darin unterschiedlich. Für einige bedeutete der persönliche Kriegseintritt den sofortigen Beginn ihrer Erzählung. Für andere verging eine gewisse Zeit, bis sie ihre Erzählung begannen. Fast alle beginnen sie aber mit dem ‚Ausbruch‘ des Zweiten Weltkrieges. Alle erzählen ihn in einem zu Person und Situation passenden affirmativen Stil. [...]